Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

Heft: 1

**Artikel:** Der Schweizer und der Reichsdeutsche

**Autor:** Volmar, F.A.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-633499

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

find. Denn die Jettzeit mit ihren hohen Anforderungen an jeden einzelnen Menschen frägt bekanntlich mehr nach dem An= und Hinzugelernten als nach dem Ueber= lieferten und Aebertragenen, und darum tritt das alte Rulturvolk auch immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Zustrom an Namm aus dem großen Kulturreservoir der Niederungen und der Großstädte. Die Dialette schleifen sich ab, die Erinnerungen an das große sachliche Erleben, das in der urtümlichen Volkssprache aufbewahrt ist, geht im Laufe der Jahre verloren. Werke, wie Dr. Friedlis "Bärndütsch" vermögen in diesem Prozeh nur retardierend zu wirken. Und doch bedeuten sie einen Kraftzuschuß sonder-gleichen für unser Bolkstum im Kampfe gegen den verflachenden und verwässernden Einfluß der Halbkultur, die das wogende Meer des Zeitgeschehens als Spriker in unsere Täler hinaufschickt. Friedlis Werk ift ein Jungbrunnen für uns, aus dem wir gerne und mit Gewinn für unfer innerftes Erleben ichopfen und das wir dereinst mit freudiger Genugtunng unseren Rindern übermachen werden mit der ernften Mahnung, in gleicher Weise baraus Rraft und Erneuerung gum fraftbewußten Bolfstum gu ichöpfen.

# Aus dem Rapitel: "Bolksglauben".

Es Shalmezwargli.

Emene Chüeijer uf Stalbe ist emal d's ganz Summermulche mißraate. Er hät deßtwäge d's Zwärgli, wa n under
der Loggelisflueh ist daheime g'si, g'fragt, ob ääs 'mu vit
hönnti us si'm Ung'fäll hälffe. B'hüet is wohl! macht
d's Zwärgli, u git mu es roots Salb für darmit d'Cheesleni
am Morge vor Sunenufgang iz'ribe. Aber der Chüeijer ist
doch e-m Bis mißtrüwa g'si u hät emel z'eerst numen ganz
es chlis Lumeli g'salbet. Chum ist er färtig, so flügt das
Cheesli zur Tüür us un ist gäge d'Loggelisssuch hit verschwunde. Du hät er tisig de Rääste Salbi an di große
Steina g'striche, wa z'ringsetum um d's Steeseli si g'läge.
Druf hein die sich och ang'fange weigge, sin gäze d'Loggelisflueh uehi 'troolet u hein das Schälmezwärgli z'Tod g'schlage.

## Midle zieh.

Es arms Schuesterli us der Vissen ist i d'Lauene zun ere Familie uf d'Stör. Da hät's g'seeh, daß d'Husmueter all Tag im Stoohaachübli anket, u si hein doch ekeis Beeh g'habe. Daas ist däm Schuesterli verdächtigs vorchoo. Wa d'Frau en Augemblick usi geit, gugget 's dän Chübel hinder em Ofen aan, dreeijt 'ne n e chlei uf d'Site u g'seeht, daß e Zädel d'runder ligt. Uf däm hät's g'heiße:

Us ietwäderem Hus es Löffeli volls, Das git mier ooch es Chübeli volls.

Der Schuester hät das Bapirli g'schwind i Sack g'skäckt un ist wider uf sis Stüehli g'sässe. Nach eme Schwickli märkt er, daß mu d'Nidle n us dem Hosesak rünnt. D's Schuehmacherli ist verläges worde u hät g'seit, äs sigi mu schlächt, es müeßi heim. Wa 's daheimen ist g'si, nimmt's es Chässeli d'Stube u leit das Zädeli d'runder. Der Chässelibodem ist uf der Ställ nideliga worde, un es hät geng g'meehret u g'meehret, u nach eme Schutzli ist d's Chässeli volls g'si. Os Männdeli hätti du Nidlen g'nue g'haben, un es isch 'mu hübschesich wat worde. Es nimmt dä Zädel u würst 'ne zum Pfääster usi. Bald ist der Tüifel verbi choo, hät vor em Hus das Bapirli z'sämeg'säsen un ist froh g'si, daß er ekei Nidle meeh hät b'brucht fürerz'schaffe.

Bum Milch zieh hat öpper e Chrotta under der Gapfe g'habe.

### Sinn=Spruch.

Retord und Ehren, Geld, Vergnügen aller Art und schöne Kleider, gutes Essen: Schale Freuden! Wo ist das Glück? Die Menschen jagen unermüdlich suchend hier und dorthin nach dem Glück — und bergen doch das wahre Glück der Gottesharmonie nur in sich selbst. Roland Vürki.

# Der Schweizer und der Reichsdeutsche.

(Ein Gefpräch.)

... und der Schweizer, so verschieden ihn die einzelnen Kantone auch entwickelt haben mögen, trägt das Bewußtsein aller seiner verbündeten Landschaften an einer eigentümlich bereiten und fruchtbaren Stelle seines sonst nicht leicht durchtringlichen Gemüts.

S S STIFE

Der Reichsbeutsche: "... Schweizer sind Sie? Na, eisgentlich also: Deutscher Schweizer Staatszugehörigkeit, wie?"

Der Schweizer (für sich murmelnd): "Eh du chätzers Schnörewagner! (Laut) Nein, das stimmt nicht! Schweizer sind wir!"

Der Reichsdeutsche (ihm auf die Schulter klopfend): "Guter Mann, Sie verwechseln Staatsbewußtsein und Na-

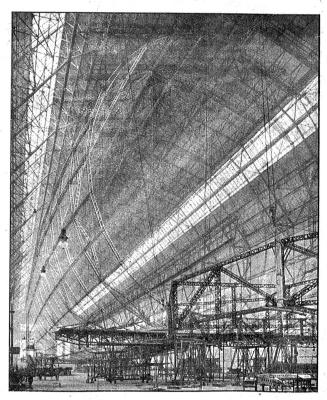
tionalbewußtsein."

Der Schweizer: "Pot verfluecht abenang! Da git's nüt z'verwächsle! — Ich sage Ihnen nochmals: wir sind Schweizer, wir fühlen uns als Schweizer und nicht als Deutsche, wenn man schon im Ausland herum immer glaubt, die alemannischen Schweizer seien Deutsche. — Nüt für unguet, aber Ihr zum Beispiel, wie Ihr da so vor mir steht und sprecht — Ihr seid mir eigentlich fremd..."

Der Reichsdeutsche: "Na ja! Aber doch wohl eigentlich weniger fremd als zum Beispiel einem französischen

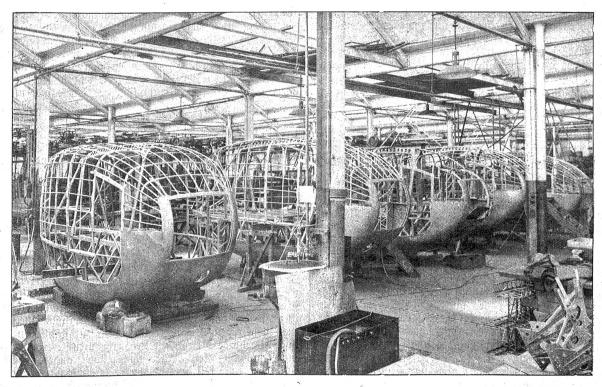
Schweizer gegenüber, wie?"

Der Schweizer: "Daß wir zwei da nun zufällig die selbe Sprache sprechen, das macht es noch lange nicht aus. Der Welsche steht mir näher, lieber Herr, nicht allein, weil wir Eid-Genossen sind, auch sonst noch... Sehen Sie, die Landschaft und die jahrhundertealte demokratische Entwick-



Das größte Luftschiff ber Welt,

der stolze Zeppelin L. Z. 127 geht gegenwärtig in der Werft in Friedrichshasen seiner Vollendung entgegen. Das Niesenschiff übertrifft den "Los Angeles", der den Flug "Europa—Amerika" vollsührte, in jeder Beziehung. Dr. Eckener, der Leiter der Zeppelin-Werke, wird nach Vollendung des Lustschiffes damit eine Reise um die Welt vornehmen. Nachher wird es voraussichtlich an die spanisch-argentinische Lustverkehrsgesellschaft verpachtet werden, die beabsichtigt, im Herds Liese zu erössnen. — Obenschweizerkantie".)



In ber Beppelinwerft in Friedrichshafen

Die fünf Maschinengondeln des neuen Zeppelin im Bau. — Die Ausmaße des Luftriesen sind solgende: Das Luftschiff weist eine Länge von 235, einen Durchmesser von 30,5 und eine Höhe von 33,5 Metern auf. Der Nenninhalt des Tragtörpers beträgt 105 000 Aubikmeter. Der Querschnitt bildet ein regelmäßiges 28 Eck. Fünf Maydachmotoren von 530 PS. besorgen mit einer Gesamtkrast von 2,650 PS den Propellerantrieb. Bei voller Maschinenkrast geben sie dem Luftschiff eine Stundengeschwin-

bigkeit von 128 Kisometern. Unter normalen atmosphärischen Berhältenissen hat der neue Zeppelin eine Hubtraft von 129 Tonnen. Die Besatzung beläuft sich auf 26 Mann. Den Jahrgästen stehen 10 Wohnkabinen mit ze 2 Betten und ein Aufenthalts- und Speiseraum zur Berfügung. Die Waschjäume, sowie die Laderäume für Post und Fracht, sind im Innern des Lustschiffes. (Cliché "Schweizersamitie").

lung, das geht auch in das Blut, in den Charakter über. Darum ist der Welschschweizer auch nicht einfach ein Franzose und der Tessiner nicht einfach ein Italiener. Und darum fühlen auch wir alemannischen Schweizer Euch Nordeutschen, aber auch den Süddeutschen gegenüber, deutlich, daß wir halt eben anders sind."

Der Reichsdeutsche: "Sie sagen "alemannische Schweiser" statt "beutsche Schweizer", aber es ist doch wohl das selbe."

Der Schweizer: "Nein, es ist eben nicht das selbe. Leiber haben das bei uns auch noch nicht alle gemerkt. Es ist ein großer, oft ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Preußen und einem Bayern, und ein Schwabe ist auch wieder etwas Apartes. Man könnte auch fragen: Was anders hält euch denn schließlich zusammen als das Staatsbewußtsein?"

Der Reichsdeutsche: "Aber Mensch! Die Sprache, die gemeinsame Sprache!"

Der Schweizer: "Werter Herr, ich will jett bei den Schweizern bleiben und die Nord- und Süddeutschen aus dem Spiel lassen. Also sehen Sie: Trot der gemeinsamen Schriftsprache sind wir alemannischen Schweizer so wenig Deutsche als die Holländer, die Dänen, die Schweden, die Norweger Deutsche sind. Hingegen sind die verwandten Jüge des alemannischen Schweizers mit diesen Bölkern gewissermaßen intimer als jene mit den Deutschen. Sine Sage besagt denn übrigens auch, ein Teil der Ur- oder Innerschweizer sei in grauer Borzeit aus Standinavien eingewandert. In abgesegenen Gegenden der alemannischen Schweiz sindet man aber auch thyvische Römerköpfe. — Und dann: Sie wollen doch auch nicht behaupten, daß jeder Slawe ein Russe sei. Der Bole ist kein Russe und der Ukrainer will auch kein Russe seinen und der Aufgesein. Und ein Russe ist kein Tscheche. Nun gut: Man kann als Sammelnamen die Bezeichnung Germanen gebrau-

chen, wobei die Bielfalt der Arten und Typen um so weniger außeracht gelassen werden kann, als man sich dabei schon der offensichtlichen Unterschiede innerhalb der Grenzen Deutschlands wird erinnern-mussen."

Der Reichsdeutsche: "Schön, es mag sein, daß Ihr beutschen — entschuldigen Sie — Ihr alemannischen Schweizzer mit Eurem etwas herben, verschlossenen und schwerfälligen Wesen eher den von Ihnen genannten nordischen Bölkern ähnelt, obwohl, wie es heißt, eine gewisse Seiterkeit und Gemütlickeit und eine peinliche Sauberkeit auch an die Hollander erinnern soll. Aber Menschenskind, es bleibt die Sprache, die gemeinsame Sprache! Eure Zeitungen werden beutsch gedruckt, Hochdeutsch ist die Schriftsprache und der Unterricht wird, so viel ich weiß, deutsch erteilt. Ihr sprecht Schwnzerdütsch; na, aber das ist ja nur ein Dialekt, der gegenüber der Schriftsprache in den Hintergrund treten muß."

Der Schweizer: "Er tritt eben nicht so in den Hintergrund wie Sie glauben. Es sprechen ihn auch hohe und höchste Beamte, nicht nur zu Hause, auch in der Dienstzeit. Und es ist eben nicht "nur ein Dialekt", dessen Eigentümlichseit in einigen größeren oder kleineren Abweichungen vom sogenannten "Gutdeutsch" besteht. Vielen klingt es überhaupt nicht deutsch. So hat sich der Deutsche Christian Morgenstern einmal notiert: Wie eigentümlich ähneln sich Schwyzerdütsch und Norwegisch! — Gehen Sie einmal nach Bern. "Schang schtang uf, d'Sunne schint scho" oder "I cha ja gäng no cho" wird Ihnen chinesisch tönen, aber wenn Sie sich die Wühe nehmen und recht hinhören, so werden Sie plastische Wörter und Wendungen vernehmen, die es im "Gutdeutsche" nicht gibt, Sie werden eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten entdecken, hinter der das Schriftdeutsch zurückbleibt und armselig wirkt. Und darum eben ist uns die Mundart, unsere eigene Sprache, sieb; nicht allein, weil sie eben heimatlich klingt, sondern weil sie uns einen Worts

reichtum und Nuancierungsmöglichkeiten bietet, für die langwierige hochdeutsche Umschreibungen nur unvollständigen Ersak leisten könnten. Ich würde ordentlich Zeit brauchen und doch versteht man darunter etwas ganz bestimmtes -wenn ich Ihnen erklären wollte, was ein Chääri, e Chnorzi, e Sürmu, e Chnuuschti, e Pfluuschti, e Gschtabi, e Gritti, e Schlufi, e Tschali, e Gali, e Ggöl, e Löl, e Sootsch, e Totsch, e Toggu ist. Und was düussele, chuschele, chuderle, täsele, müntschele, täuppele, troschaagge, was prichte, tampe, waschle, lafere, praschauere, wäffele, chifle u zängle, was pänggle u preiche, was gugle u päägge, was gäggele u gfäterle, was lose, luege, gugge, güggele u glüssele bedeutet, das können Sie wahrscheinlich nicht mal erraten."

Der Reichsdeutsche: "Dia, eine gewisse Urwüchsigkeit ist ja nicht abzusprechen. Aber gerade schön tönt es nicht."

Der Schweizer: "In Ihren Ohren. Uns tont das Reichsdeutsch, namentlich das nordische, auch nicht eben angenehm. Freilich gibt es bei uns Schulmeister, die uns weis machen wollen, so wie das Schriftdeutsch im nördlichen Deutschland gesprochen werde, sei es allein richtig. Sie be-mühen sich, uns eine richtige Aussprache beizubringen, aber sie vergessen, daß dieses schneidig gesprochene Sochdeutsch mit seiner Vergewaltigung der lautlich festgelegten Botale und Ronsonanten eben so wenig Anspruch auf Allgemeingultigfeit erheben fann, wie das mit schwnzerdutscher Farbung gesprochene Schriftbeutsch. Aber halt, wir sind mit der Mundart noch nicht fertig, es ist da noch ein anderen Buntt. Die Mundart wird eben nicht nur gesprochen, son-dern sie wird auch gedrudt."

Der Reichsdeutsche: "Ra ja, so Schwant-, Scherz- und

Gelegenheitsdichtung.

Der Schweizer: "Eben gerade nicht. Oder nur in geringem Mage. Was in der Mundart Bestand haben will, muß wesentlich, muß ächt sein, durch und durch. Und so ist das, was wir in unserem fräftig gedeihenden Mundart. schrifttum an Lyrik, an Erzählungen und Skizzen und in Romanform, an Lustspielen und ernsten Dramen haben, keine wässerige, sondern eine würzige, nahrhafte Rost, die nicht zulett auch moralische Rräfte wedt und erhält. Sie stammt von Leuten in Stadt und Land, die auch hochdeutsche Beugnisse ihres Könnens abgelegt haben. Und daß, beiläusig gesagt, Schweizer Eigenart auch im hochdeutschen wie auch em welschen Schweizer Schrifttum deutlich in Erscheinung tritt, ift Ihnen vielleicht befannt.

Der Reichsbeutsche: "Nach all dem, was Sie vorgebracht haben, stehe ich nicht an, dem alemannischen Schweizer eine ausgeprägte Eigenart zuzusprechen. Nichtsbestoweniger werden Sie aber gewisse Beziehungen zu den andern germanischen Stämmen deutscher Sprache nicht leugnen wollen."

Der Schweizer: "Busammenhänge und gemeinsame Erbguter zu leugnen, fällt niemandem ein. Aber sein Gigenftes läßt man sich nicht antasten. Jedes Bolkstum hat seinen Garten; wenn es ihn migachtet und vergißt, wenn es ihn überwuchern und versinten läßt, verliert es seine Seele, wird gefügiges, aber geringwertiges Menschenmaterial. Und wenn es seine Seele verloren hat, wird es, zumal, wenn es zahlenmäßig nicht besonders ftart ift, Schritt für Schritt auch seine Seimat verlieren. - Wenn es auch Zäunchen und Abgrenzungen gibt im Schweizergarten, so wächst darum herum doch ein Lebhag, und was darin wächst, kann eben nur in dieser gemeinsamen Erde, in dieser frischen, freien Luft gedeihen.

Der Reichsdeutsche: "Nicht übel gesagt. Dürfte auch inbezug auf Deutschland stimmen."

Der Schweizer: "Der Zusammenschluß der verschiedenen beutschen Staaten zum Deutschen Reich war aus einer politischen Notwendigkeit heraus erfolgt. Man hat bei dieser Gelegenheit nicht versäumt, rasch etwas Dauerhastes zu schmieden. "Deutsche sind wir alle", so lautete die Barole. Erst in zweiter Linie Banern, Franken, Schwaben usw. Man hat zur Zeit der eisernen Disziplin und Organisation des

militarisierten "Deutschland, Deutschland über alles" vergessen oder nicht mehr geglaubt, daß man allen Schlagworten zum Trot zunächst Preuße ist und bleibt, daß man den Sachsen, den Banern, den Schwaben, den Franken im Hohenzollern-Deutschen niemals erstiden kann. Man kann es nicht, aber der steinerne Polyp Berlin übt einen moralischen Drud auf jene ursprünglichsten Kräfte aus und binbert sie, ihr Wesen richtig und in unverfälschter Frische gu entfalten. Jest foll diesem Schlagwort auch der Defterreicher jum Opfer fallen."

Der Reichsdeutsche: "Na hören Sie mal, Sie möchten also am liebsten das Deutsche Reich auseinandersprengen. Großartig! Weil, wie Sie glauben, die verschiedenen Bölfer im Rahmen ihr eigentliches Wesen nicht völlig entfalten tonnen? Glauben Sie denn nicht an die Möglichkeit einer gegenseitigen Erganzung? Und wenn das Deutsche Reich auseinander foll, mußte man denn nicht viel eher die Schweiz in ihre Bestandteile auflösen?"

Der Schweizer: "Man könnte es meinen, nicht wahr? Aber es stimmt nicht. Der Bayer und der Preuße und der Schwabe, sie ergänzen sich nicht, sondern sie reiben sich gegenseitig. Was braucht der oft mehr als selbstbewußte Preuhe für eine Ergänzung? Er will gar keine. Bei uns aber ist es anders. Unsere Schickalsverbundenheit trägt nicht so sehr den Stempel des Willens zur stählernen Macht, als vielmehr des friedlichen Lebensbedürfnisses nach Freiheit und Unabhängigkeit. Aber noch etwas anderes hält uns ausammen und foll uns immer fester gusammenhalten: Die gegenseitige Ergänzung des Germanischen und Romanischen. Das Germanische, das Alemannische sucht das Romanische, das Welsche, es sucht und verlangt die Ergänzung seines Wesens und hat es, mehr oder weniger bewußt, stets getan. Lieber flechten wir ein welsches Wort in unsere Mundart ein, es ift schmiegsamer als das sprode Sochdeutsch. Unigekehrt hat das Romanische das Germanische nötig. Daß wir die Möglichkeit haben, im eigenen kleinen Lande europaisch denken und verstehen zu lernen, das ist allerdings bei uns selbst auch noch zu wenig erkannt und fruchtbar gemacht worden. Den Tessinern sollte man eine eigene Universität, die ihnen jum Rugen des ganzen Landes zukommt, nicht länger vorenthalten, und in den Schulen und in der Presse müßte man mehr als bisher das Bewuktsein von der europäischen und menschlichen Bedeutung der Tatsache unserer Eidgenossenschaft und damit den Wunsch nach einem noch besseren gegenseitigen Berstehen in jedem einzelnen wecken."

Der Reichsdeutsche: "Na also, lagt das Deutsche Reich vorderhand in Rube und baut Euren Miniatur-Bolferbund weiter aus."

Der Schweizer: "Gewiß, gewiß, das wollen wir. Es wird um fo leichter fein, als wir dem großen Bolferbund vor allem einen festen Ritt voraushaben — daß wir Schweizer sind, die weder von diefer noch von jener Seite über fich verfügen laffen." F. A. Bolmar.

#### Frage.

Vom Stragenlärm umbrandet, schleppt ein Beib Sich an der Rrude fort, gebeugt den hagern Leib. Taucht einer auf und spricht ihr freundlich zu; Ich steh' verwundert — bist es du?

Ein Knirps am Tor; sie ließen ihn allein, Wer will dem Hödli Spielgenosse sein? Run hält er greinend sich die Augen zu. Da streichelt eine Hand ihn — bist es du?

Ich gruße dich und bitt' um deine Gunft, Daß du mich lehrest deine feine Runst, Ein Weh ju icheuchen im Borübergehn, Ein Berg zu troften, war's auch ungesehn.

- Sag', möchtest du?

5. Thurow.